

Ernst Hanischs „Der lange Schatten des Staates“:
Eine sehr persönliche Gesellschaftsgeschichte
Österreichs in unserem Jahrhundert

Von Eduard G. Staudinger

Eine Rezension zu Ernst Hanischs Buch* zu verfassen, stellt gewiß eine besondere Herausforderung dar. Schon eine erste allgemeine Einordnung fällt schwer und läßt sich mit dem Hinweis auf den Untertitel „Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert“ allein nicht bewerkstelligen. Er provoziert sogar eher die Frage, inwieweit Hanisch moderne „Gesellschaftsgeschichte“ und traditionelle „Staats-“ oder „Nationalstaatsgeschichte“ miteinander verbindet oder gleichsetzt. Das Buch richtet sich einerseits als wissenschaftliche Darstellung an die akademische Fachwelt, es wendet sich andererseits aber auch - getragen vom humanistischen Bildungsideal mit seiner hohen Wertschätzung von Geschichte - an eine breitere historisch interessierte Öffentlichkeit. Demgemäß gibt es einen klar ausgesprochenen theoretischen Zugang - es ist dies im vorliegenden Fall ein modernisierungstheoretischer mitsamt seiner Fachsprache - und Leitideen, welche die Längsschnittdarstellung durchziehen. Sie sollen eine nach expliziten Kriterien erfolgende Auswahl, Strukturierung und vor allem Zusammenführung des zumindest in einer Reihe von Teilbereichen bereits unüberschaubar gewordenen Detailwissens zu einer Synthese der Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert ermöglichen. Hanisch verlangt vehement die innovative Einzelforschung auf möglichst vielen Gebieten, er sieht aber das Bemühen um eine Synthese, um ein Gesamtbild nicht nur als legitim an, sondern geradezu als Forderung an die Geschichtswissenschaft.

Zentral ist für ihn hierbei die Frage, wie sich die Lebenschancen der Menschen weiterentwickelt bzw. in bestimmten Phasen der österreichischen Geschichte sich auf die bloßen Überlebenschancen verengt haben. Das Konzept der Lebenschancen als Leitlinie wird also keineswegs als einfache, von ödem Optimismus getragene Erfolgsgeschichte umgesetzt, sondern beständig auch unter dem Gesichtspunkt der Bedrohung und Zerstörung gesehen. So handelt Hanisch zum einen die Entwicklung der Lebenschancen anhand einer Reihe von Faktoren ab, wie z.B. dem Pro-Kopf-Einkommen, der Verteilung der Ressourcen, der Mobilität, der politischen Partizipation, der Bildung oder der sozialen Einbindungen etc. Zum anderen stehen dem aber die Ausbeutung und Zerstörung der Natur als eine wachsende Bedrohung der Lebenschancen sowie die fundamentale Frage gegenüber, was Menschen ihren Mitmenschen anzutun in der Lage sein

* Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (Österreichische Geschichte 1890-1990, hg. v. Herwig Wolfram). Wien: Ueberreuter 1994. 599 Seiten.

können. Die Verfolgungen und Vernichtungen in der Phase der NS-Diktatur sind dafür stete Mahnung.

Der Haupttitel des Buches signalisiert als Leitlinie und auch These, daß sich in Österreich eine besonders starke staatlich-bürokratische Tradition etablierte und sich die „bürgerliche Gesellschaft“ in deren Schatten nie so recht entfalten konnte. Als Folge davon gingen Impulse für „Modernisierungen und Fortschritte“ häufig „von oben“ aus, wurde aber auch relativ früh die Ausbildung eines Sozialstaates möglich. Neben diesen das gesamte Buch durchziehenden theoretischen Ansätzen und Leitideen werden konkrete Themen von Teilkapiteln ebenfalls über theoretische Modelle aufbereitet. Als Beispiele dafür können die Theorie des organisierten Kapitalismus für die Wirtschaftsentwicklung um 1900 oder jene des Sozialimperialismus für die Entstehungsgeschichte des Ersten Weltkrieges gelten. Mit der akademischen Fachwelt als Zielpublikum vor Augen und seinem eigenen Anspruch als Historiker entsprechend ist für Hanisch theoriegeleitetes Vorgehen eine Selbstverständlichkeit und *conditio sine qua non*. In diesen Zusammenhang gehören auch seine wiederholten Verweise auf neue Tendenzen, Methoden und Themen der Forschung. Geschlechtergeschichte, Körpergeschichte, Diskursanalyse usw. werden genannt und zeigen Hanischs Wahrnehmungen dieser Entwicklungen, sie fließen aber letztlich in die Arbeit nicht ein. Vor allem gegenüber der Geschlechtergeschichte, die ja nicht nur die Thematisierung der Rolle der Frau beinhaltet, sondern die Einbeziehung der Kategorie Geschlecht als Prinzip historischer Erfahrung und gesellschaftlicher Differenzierung einfordert, verteidigt Hanisch seinen gesellschaftsgeschichtlichen Zugang und reiht die Kategorie Geschlecht nach. Mitunter schleichen sich wohl auch Miß- und Fehlverständnisse ein. So spricht Hanisch im Zusammenhang mit seiner Verwendung ausführlicher Passagen aus biographisch-lebensweltlichen Berichten von „dichter Beschreibung“. „Dichte Beschreibung“, so lautet auch ein Buchtitel von Clifford Geertz, meint in der Anthropologie und Ethnologie eine Methode zum Verstehen fremder kultureller Systeme, in der zwischen ForscherIn und zu untersuchender Gruppe eine ständige Interaktion besteht, um zum Verstehen von Verhaltensmustern vorzudringen. Bei Hanisch figuriert „dichte Beschreibung“ hingegen wohl mehr im Sinne von detailreicher Beschreibung unter Beziehung biographisch-lebensweltlicher Aussagen und Texte, um den Strukturen die Mikrokosmen der individuellen Lebens- und Erlebenswelten gegenüberzustellen, denn als methodisches Verfahren aus Anthropologie und Ethnologie.

Das Buch von Hanisch besitzt aber auch den Charakter eines Lese-, ja sogar Vorlesebuches, dessen Sprache aus einem reichhaltigen Vorrat an Sprachbildern schöpft. Die Darstellung von Hanisch oszilliert immer wieder zwischen wissenschaftlicher Analyse und metaphorischer Erzählung, wobei an einer Reihe von Stellen die Analyse historischer Phänomene und die eigene Argumentation bewußt durch das Erfinden und Verwenden von Sprachbildern als Mittel des Ausdrucks und der Veranschaulichung ersetzt werden. Offensichtlich im Vertrauen auf die Kraft seiner Metaphern appelliert Hanisch wiederholt an die Vorstellungskraft der LeserInnen. Doch das metaphorische Verfahren verselbständigt sich mitunter auf eine Weise und bringt Sprachbilder hervor, die als Selbstzweck erscheinen oder deren Bedeutung wohl dem Autor evident ist, ansonsten aber verschiedenen Verstehensweisen Raum bieten, je nach persönlichem Erfahrungs- und wertbestimmten Lebenszusammenhang.

Schließlich ist das Buch von Hanisch auch ein persönliches „Bekennnisbuch“, und zwar bisweilen in einem Maße, das deutlich über eine weltanschaulich-politisch-religiöse Positionierung des Autors hinausgeht. Es ist eine Art „Befindlichkeitsbuch“, in dem die persönliche Biographie gleichsam eine weitere Leitlinie darstellt und der

Autor bestrebt ist, sich selbst in einer sich wandelnden Welt zu verorten. Er stellt in gewissem Sinn autobiographische Nachforschungen an nach seinem Verbleib in der Geschichte und dessen möglicher Bewertung. Dabei geht es immer wieder um Mentalitäten, vor allem auch Gemütsverfassungen, deren Formierung im Geschichtsverlauf und Artikulierung in der Gegenwart. Beim Stellenwert, den dieser Zugang für Hanisch hat, kann es nicht erstaunen, daß das Buch nicht nur beschreibt, sondern auch vorschreibt, nicht nur kognitive Erkenntnisse vermittelt, sondern auch moralische Beurteilungen und Positionen ausdrückt, der Geschichte eine sinn- und wertstiftende Funktion gibt. Die Frage am Schluß des Buches, ob im nächsten Jahrtausend das Gute oder Böse siegen wird, unterstreicht diese Komponente noch einmal deutlich.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß bislang relativ ausführlich von solchen Faktoren die Rede war, die einen Eindruck von der Gesamtkonzeption des Buches vermitteln sollen. Dazu fordert das Buch von Hanisch einfach heraus. Es wird davon auch in den folgenden stärker inhaltlich ausgerichteten Ausführungen immer wieder gesprochen werden. Hanisch gliedert sein Buch in fünf Großkapitel, wobei dem ersten „Skizzen aus der Welt um 1900“ vorgeschaltet werden. Sie zeigen eine Welt des Glanzes und des Elends, des Aufbruchs in die Moderne und der Macht von Traditionen. Darüber hinaus machen diese „Skizzen“ bereits zwei weitere wesentliche Kennzeichen des Buches deutlich. Es ist dies zum einen die tiefe Verbundenheit des Autors mit der österreichischen Literatur. Hanisch spricht von der Kunst im allgemeinen und der Literatur im besonderen als einem Seismographen für gesellschaftliche Zustände und Veränderungen. Die Literatur bekommt daher nicht nur den ihr zustehenden Platz in jenen Teilkapiteln, die der Kulturgeschichte gewidmet sind - dies aus persönlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Gründen stärker als die Musik und bildende Kunst -, sondern sie dient an vielen Stellen faktisch auch als Ausgangspunkt für die Interpretation historischer Vorgänge und die Rekonstruktion mentaler Befindlichkeiten. Zum anderen tritt die Konzentration auf Wien hervor, allerdings nicht im Sinne einer Wiener Stadt-, Landes- oder Regionalgeschichte, sondern im Sinne von Wien als Zentrum und Metropole des Staates Österreich, um dessen Geschichte es geht. In gewisser Weise wechselt hier der an der Universität Salzburg tätige Autor, der auf dem Gebiet der modernen Regionalgeschichte in Österreich bahnbrechend wirkte und vielfach ausgewiesen ist, mit dem vorliegenden Buch die Seiten. Obgleich den Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie vom theoretischen Ansatz her ein hoher Stellenwert zugeschrieben wird, so bleibt die Darstellung insgesamt deutlich zentrumsorientiert und bekommt das Zentrum weit mehr Konturen als die Peripherie. Dies gilt ebenso für die damit allerdings nicht zu verwechselnde Thematik des Verhältnisses zwischen Gesamtstaat und Ländern. Letztere treten zwar in der Darstellung der Geschichte bis 1955 auf bestimmte Zeitabschnitte bezogen - z.B. auf jene unmittelbar nach den beiden Weltkriegen - stärker in Erscheinung, kommen danach aber praktisch nicht mehr vor. Hierbei mag, neben der allgemeinen Konzeption des Buches, eine Rolle spielen, daß die Erforschung der Geschichte der Länder im Vergleich unterschiedlich weit und umfassend gediehen ist, und damit die Grundlagen für eine entsprechende Synthese nicht ausreichend gegeben sind.

Demgemäß fehlt der Aspekt „Gesamtstaat - Länder“ auch im ersten Hauptkapitel, in dem Hanisch sieben grundlegende Strukturelemente seiner Synthese in Längsschnitten, die sich über den gesamten Untersuchungszeitraum des Buches bis ca. 1990 erstrecken, darstellt. Die hier reichlich verwendeten und in Tabellen dargebotenen Daten werden allerdings nicht durchwegs aktualisiert, sondern brechen mitunter früher ab. Die Strukturelemente lauten in der Reihenfolge ihrer Behandlung: historische Traditionen der politischen Kultur, die Bevölkerungsentwicklung, das Wirtschaftswachstum,

die Klassen und sozialen Schichten, die politischen Lager, die österreichische Nationsbildung und schließlich die Massenkultur. Diese thematischen Längsschnitte sollen die historische Interpretation zu den Befunden der Gegenwart liefern sowie den Rahmen schaffen für die in weiterer Folge dargebotene allgemeine Geschichte.

Wie schon in den einleitenden „Skizzen“ überrascht Hanisch auch hier mit ungewohnten Zugängen und Vorgangsweisen. Die Behandlung der Themen „politische Kultur“ und „politische Lager“ erfolgt nicht nur getrennt, sondern es wird auch mit erstem begonnen. Zur Charakterisierung der die „politische Kultur“ prägenden Traditionsstränge holt Hanisch geschichtlich - besonders mentalitätsgeschichtlich - weit aus. Er sieht zwei gegensätzliche Prinzipien am Werk: das gegenreformatorisch-obrigkeitsstaatlich-autoritäre bzw. das aufklärerisch-emanzipatorisch-demokratische, wobei historisch gesehen das erstgenannte stets überwog und in Konfliktsituationen vielfach siegreich blieb. Erst zur Gegenwart hin verschob sich diese Relation deutlich. Es ist dies ein recht bipolares, antagonistisches Schema, das Hanisch hier zugrundelegt. Zweifellos hebt es die Phasen der Gegensätze und die Pendelschläge der Entwicklung deutlich hervor. Darüber hinaus ist es der Strukturierung und als Stilmittel dem Fluß der Erzählung förderlich. Der Blick auf die Phasen der Überlagerungen wird allerdings erschwert. Parallel zur „politischen Kultur“ bzw. mit ihr dicht verwoben charakterisiert Hanisch eine „Volkskultur“, die er vor allem katholisch - ein im gesamten Buch immer wieder anzutreffendes Element der Interpretation - geprägt sieht. In diesem Zusammenhang wird unter Beiziehung psychologischer Deutungsmuster und literarischer Texte auch der Versuch unternommen, den „österreichischen Volkscharakter“ bzw. den „homo austriacus“ zu beschreiben. Gerade Abschnitte dieser Art mit ihrer stark essayistischen Aufbereitung machen das Buch, wie oben bereits angemerkt - auch zu einem Lese- und Vorlesebuch. „Politische Kultur“ im engeren Sinne und ihre Wandlungen verdeutlicht Hanisch schließlich anhand spezieller Formen politischer Festkultur, von Symbolen und Ritualen, wobei die katholisch-konservativen und sozialdemokratischen Milieus einander kontrastierend gegenübergestellt werden. Das deutsch-nationale Segment bleibt hier unberücksichtigt.

Der zweite Längsschnitt befaßt sich mit der Bevölkerungsentwicklung. Er beginnt mit den Migrationen, Vertreibungen und Flüchtlingsströmen und liefert erst dann die gewohnten demographischen Daten wie Geburten- und Sterbeziffern. In diesem Längsschnitt wie auch in den folgenden zum Wirtschaftswachstum und zu den sozialen Klassen und Schichten lassen sich Hanischs methodische Verfahrens- und Darstellungsweisen deutlich erkennen. Hanisch wechselt ständig Zugänge und Perspektiven. Er stellt den Strukturen die in diesen Strukturen handelnden Akteure gegenüber und fragt nach den Optionen und Handlungsspielräumen, die Individuen haben oder die ihnen von den Strukturen gelassen werden. Auch hier dominiert das Antagonistische gegenüber dem Interaktiven. Wie Strukturen reifen oder Akteure durch ihr Handeln Strukturen konstituieren, die wiederum auf die Akteure zurückwirken, tritt demgegenüber in den Hintergrund. Stärker noch möchte Hanisch Struktur- und Alltagsgeschichte verbinden und vermitteln. So spricht er von Prozessen regionaler Industrialisierung, der dramatischen Reduzierung des Agrarsektors oder der Explosion der Dienstleistungen. In diese mit „Zahlenspielen“ untermauerten Ausführungen zu Strukturen, Prozessen, ihren Entwicklungslinien und Brüchen werden biographisch-lebensgeschichtliche Erzählungen aus Studien zur Alltagsgeschichte und „Geschichte von unten“ eingebaut, um die Perspektive des individuell-subjektiven Erlebnis einzubringen. Mit dieser Vorgangsweise soll zweierlei erreicht werden. Zum einen ist sie Ausdruck des Bemühens, die Ebene der Strukturen zu verbinden mit jener der Akteure und mehr noch mit jener der vorwiegend

Betroffenen. Fallweise läßt es Hanisch allerdings bei Appellen an die LeserInnen bewenden, sich zu und hinter den Strukturen die Menschen mit ihren Gefühlen vorzustellen. Zum zweiten schaffen diese lebensgeschichtlichen Schilderungen, in der Alltagssprache wiedergegeben, konkrete Angebote zu einer Identifikation im Sinne von „Genau, das sage ich auch“. Erkennbar ist aber auch, wie Hanisch die Darstellung von Fortschritten - analog seinem Konzept von der Erweiterung, Beeinträchtigung oder Zerstörung von Lebenschancen - ständig kontrastiert mit den Defiziten und negativen Folgen. So zeigt sich im Prozeß wachsenden materiellen Wohlstandes das Phänomen der „neuen Armut“. Das Problem der Arbeitslosigkeit wird sowohl hinsichtlich der positiven sozialpolitischen Entwicklung als auch der vielfältigen katastrophalen Auswirkungen auf Politik, Gesellschaft und Einzelleben behandelt. Dem Wirtschaftswachstum stehen, z.B. im Fremdenverkehr, ökologische Belastungen und Zerstörungen gegenüber. Die Reihe der Beispiele ließe sich weiter fortführen. Im Längsschnitt zu den „Klassen und sozialen Schichten“ tritt beispielhaft das bereits als Charakteristikum des Buches erwähnte Wechselspiel von theoretischem Zugang und detaillierter Beschreibung zutage. Hanisch greift hier auf klassen- und schichtentheoretische Modelle zurück und charakterisiert die Begriffe „Klasse“, „Stand“ und „Schicht“. Vor allem „Klasse“ und „Stand“ bilden hierbei allerdings nicht nur wissenschaftliche Kategorien, sondern sind auch ideologisch besetzt, indem „Klasse“ Modernität und Fortschritt impliziert, während „Stand“ mit Konservativismus und Traditionalismus verknüpft wird. Hanisch geht ausführlich auf den Klassenantagonismus zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft ein. Zusätzlich liefert er eine detaillierte Beschreibung des sozialdemokratischen Milieus, wobei - deutlich auf Wien konzentriert - die Ebenen von Politik, Arbeits- und Lebenswelt zur Darstellung gelangen. In diesem Zusammenhang zeigt sich, wie auch an anderen Stellen, Hanischs Abhängigkeit vom Forschungsstand und von vorliegenden Einzelstudien insofern deutlich, als der ausführlichen und einprägsamen Charakterisierung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft eine ebenso umfassende und differenzierte Behandlung des Bürgertums nicht gegenübergestellt werden kann. Neben diesem erkennbaren Schwerpunkt kommen Adel, Bauern, Gewerbetreibende und Angestellte nicht wesentlich zu kurz, sodaß die dramatischen Veränderungen in der Sozialstruktur im Laufe des 20. Jahrhunderts klar erkennbar werden.

Es folgt der Längsschnitt zu den „politischen Lagern“ oder Parteien. Sie sind einer der Gründe, warum Hanisch seine Darstellung im ausgehenden 19. Jahrhundert und nicht erst mit dem Beginn der Republik im Jahr 1918 beginnt. Die Parteien formierten sich rasch als Weltanschauungsparteien und wollten mehr als die Regierungsmacht erlangen und die Interessen ihrer Mitglieder und Anhänger durchsetzen. Sie erhoben in gewisser Weise Anspruch auf das „Ganze.“ Alle Bereiche der Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur und des Alltags sollten erfaßt werden. Man entwarf stereotype Bilder vom politischen Gegner, über lange Zeit sogar Feind, die diesen möglichst scharf und negativ vom eigenen Lager abheben sollten. Dieses wurde seinerseits weltanschaulich und organisatorisch wie eine Festung - so die Metapher von Hanisch - ausgebaut und abgesichert. Das eigene politische Lager wurde demnach auch zu einem wesentlichen Bestimmungsfaktor, wenn es um die Realisierung von wichtigen Lebenschancen ging. Hanisch schildert die Formierung, Verdichtung, Auflösung und Neugründung der Parteien. Er betont ihre staatstragende Rolle in den Entscheidungsjahren 1918 und 1945. Besonders eindrucksvoll gelingt die Darstellung der Ersten Republik mit der stärksten Fragmentierung und Verdichtung der politischen Lager, wobei diese durch ihre Wehrverbände sogar das Monopol des Staates auf die legitime Gewaltausübung völlig unterhöhlten. Vergleichsweise blaß bleibt demgegenüber das Parteienwesen der Zweiten Republik,

dessen Schilderung außerdem Mitte der achtziger Jahre abbricht. So endet die SPÖ praktisch mit Bruno Kreisky, bei der FPÖ fehlt Jörg Haider. Ungebrochen bleibt hingegen Hanischs Freude an bildhaften Formulierungen. Sie zeigt sich besonders im Zusammenhang mit der Charakterisierung von Persönlichkeiten, wie z.B. „der schweigen-umwehte Kanzler Raab“ (S. 133) oder „der brave Dulder Alois Mock“ (S. 134). Auch in diesem Längsschnitt folgt Hanisch mit dem Zentrum-Peripherie-Modell des Norwegers Stein Rokkan einem theoretischen Zugang. Er geht damit deutlich über Darstellungen hinaus, welche die Formierung und Entwicklung der politischen Parteien auf deren Programmatik, Organisationen und Persönlichkeiten - Hanisch greift exemplarisch für die Formierungsphase der Parteien Karl Lueger, Viktor Adler und Georg Ritter von Schönerer heraus - beschränken. Wie bereits angemerkt, ist Hanisch zentrumsorientiert, wobei dem Zentrum bzw. der Metropole eine wenig in sich differenzierte Peripherie bzw. Provinz gegenübergestellt wird. Inwieweit sich auf der Ebene der Peripherie wiederum Subzentren mit ihren Peripherien herausbildeten, bleibt weitgehend unbehandelt. Ebenso tritt das interaktive Element in den Hintergrund. Besonders hinsichtlich der Formierung und Entwicklung des katholisch-konservativen, christlich-sozialen Lagers scheint dies jedoch unerlässlich zu sein. Von den Ländern spricht Hanisch nur auf bestimmte Zeitpunkte bezogen, insgesamt aber eher selten. Gerade im Längsschnitt zu den Parteien, vor allem aber in jenem zur österreichischen Nationsbildung, hätte den Ländern ein größerer Stellenwert eingeräumt werden können im Hinblick auf Fragen nach dem Verhältnis zwischen Gesamtstaat und Ländern, den Traditionen im Bewußtsein der einzelnen Länder, den zuweilen aufgetretenen Länderpartikularismen und der Verbindung von Landes- und österreichischem Nationalbewußtsein. Die Take-off-Phase der österreichischen Nationsbildung als einem kontinuierlich breiter werdenden öffentlichen Prozeß, der nicht mehr auf einzelne Gruppen eingeschränkt bleibt, setzt Hanisch ab 1955 an. Sie ist vor allem eng verbunden mit dem österreichischen Wirtschaftswunder.

Nach der innovativen und produktiven Idee der Längsschnitte gliedert Hanisch die weiteren vier Großkapitel traditionell nach den politischen Zäsuren der Jahre 1918, 1938 und 1945. Dies bietet sich natürlich an und ist aus einer Sicht, die den Staat und die politische Dimension in den Mittelpunkt stellt, sinnvoll und zweckmäßig. Es entstehen aber auch Probleme, wenn die gesellschaftsgeschichtliche Dimension betont werden soll. Hanisch behandelt in allen Kapiteln konsequent - wenn auch jeweils in unterschiedlicher Reihenfolge - die Bereiche Politik, Wirtschaft und Kultur. Mögliche Periodisierungen in den Bereichen Wirtschaft und Kultur liegen aber häufig anders als in jenem der politischen Geschichte, der dadurch, daß er die Zäsuren vorgibt, doch eine gewisse Vorrangstellung bekommt. Eine Gesellschaftsgeschichte sieht sich aber mit der Herausforderung konfrontiert, Politik, Wirtschaft und Kultur nicht nur jeweils hintereinander abzuhandeln, sondern vor allem auch zueinander in Beziehung zu setzen und miteinander zu verbinden.

Hanisch beginnt mit den letzten Jahrzehnten der Monarchie. Seine Begründung dafür besteht darin, daß ab den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts gehäuft entscheidende Impulse in Richtung einer Modernisierung zu verzeichnen waren: Formierung der Massenparteien, Wahlrechtsreform, organisierter Kapitalismus, Öffnung der Universitäten für Frauen, Wiener Sezession, erste Autos und Kinos. Räumlich konzentriert sich Hanisch auf das Gebiet der späteren Republik. So gesehen stellt dieses Kapitel keine Geschichte der Monarchie in ihren letzten Jahrzehnten dar, sondern es dient vor allem dazu, den Beginn von Entwicklungslinien aufzuzeigen, die in der Republik ihre Fortsetzung fanden. Das heißt zum Beispiel, daß der Nationalitätenkonflikt kein zentra-

les Thema darstellt, sondern nur eine Art Folie im Hintergrund bildet. Der Blick ist zudem - mit Ausnahme der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges - in erster Linie auf die innere Situation und Entwicklung gerichtet. Vergleiche mit anderen Ländern, besonders mit dem Deutschen Reich und der Schweiz, werden allerdings hergestellt. Hanisch beginnt mit der Wirtschaft. Er schildert eingehend die Sektoren Industrie, Landwirtschaft, Handel, Verkehr und Dienstleistungen. Es fehlt nicht an Verweisen auf zeitgenössische Wahrnehmungen von Umweltschäden, die, wie z.B. die Rauchsäden, von der Industrie verursacht wurden. Die massiven sozialen Konflikte finden gleichfalls Berücksichtigung, verdeutlicht unter anderem durch die Hungerunruhen im Jahr 1911. Außer Acht läßt Hanisch eigentlich die ambivalenten Reaktionen auf den neben anderem durch Industrialisierung, Urbanisierung und Mobilität gekennzeichneten Prozeß der Modernisierung. Sie manifestierten sich um 1900 in einer vielfältigen Lebensreformbewegung oder im Heimatschutz. Weit mehr interessiert Hanisch die Frage nach dem Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft. Die „Durchstaatlichung der Wirtschaft“ erreichte natürlich im Ersten Weltkrieg mit der Vielzahl an neuen staatlichen Institutionen, Eingriffen und Regulierungen von Produktion und Markt ihre stärkste Ausformung. Das Unterkapitel zum Ersten Weltkrieg ist keine Darstellung der Ereignisgeschichte des Krieges. Im Mittelpunkt stehen vielmehr die zahlreichen Konfliktzonen zwischen Armee und zivilen Behörden, die Wirtschaftslage und die Lebenssituation. Im Teilkapitel, das der Politik - besser gesagt der politischen Macht und dem System der Herrschaft - gewidmet ist, behandelt Hanisch zunächst die Grundpfeiler des dynastisch-bürokratischen Obrigkeitsstaates: Dynastie, Kirche, Armee und Bürokratie. Durchaus ungewöhnlich ist hier, wie auch an anderen Stellen, die Bildauswahl. Die Bilder im Buch fungieren mehrmals gleichsam als zweite Darstellungsebene, die den Text nicht bloß illustriert, sondern ihm einen Kontrapunkt entgegensetzt. So findet sich im Kapitel zur Dynastie und zu Kaiser Franz Josef kein Bild der kaiserlichen Familie oder des Kaisers, wohl aber eines, das einen Zug von Hoflakaien am Wiener Heldenplatz zeigt. Auch der Bezug zum Heldenplatz ist meist kein Zufall. Dieser Platz vor der Wiener Hofburg war mehrfach Schauplatz zentraler Ereignisse der österreichischen Geschichte und wird für Hanisch damit auch zu einem symbolischen Ort. 1912 fand hier anlässlich des XXIII. Internationalen Eucharistischen Kongresses der Festgottesdienst statt. Schon hier schiebt Hanisch den Hinweis ein, daß am selben Ort im März 1938 eine „andere Sakralhandlung“, so seine Diktion, vollzogen werden sollte. Was will Hanisch damit aber zum Ausdruck bringen? Geht es um den Wiener Heldenplatz, in den allerdings die Hofburg explizit miteinzubeziehen wäre, als geschichtsmächtigen symbolischen Ort? Geht es um die Assoziierung einer impliziten Verbindung zwischen katholischer Kirche und Nationalsozialismus? Geht es um eine Charakterisierung nationalsozialistischer Herrschaftspraxis, in der die Staatsakte gleichsam wie religiöse oder ersatzreligiöse Feiern verstanden und inszeniert wurden? Dies läßt Hanisch eigentlich offen bzw. überträgt die Interpretationsarbeit an sein Lesepublikum.

Als Elemente der politischen Herrschaft hebt Hanisch noch Regierung und Reichsrat hervor. Hier findet sich auch im Zusammenhang mit der Badeni-Krise von 1897 einer der seltenen konkreten Bezüge zu Graz. Ansonsten dominieren bei den „Exkursionen in die Provinz“ der Westen Österreichs und hier vor allem Salzburg, was aufgrund von Hanischs eigenen Forschungen allerdings naheliegt.

Im Kapitel zur Kultur des Fin de siècle vermittelt Hanisch zuerst handbuchartig Basisinformationen unter anderem zu Themen wie Alphabetisierung, Schule, Mädchenbildung, LehrerInnen und deren Politisierung. Anschließend charakterisiert Hanisch an den Beispielen Gustav Mahler, Sigmund Freud, Robert Musil und Adolf Loos die gei-

stig-kulturelle Situation in Wien um 1900. Hier geht es Hanisch ausdrücklich nicht um eine mehr oder weniger vollständige Auflistung von Personen und ihren Leistungen, sondern um seine Interpretation der Zeit. Er greift dabei vor allem auch jene Entwicklungen heraus, die zu den traditionellen Werten des Bildungsbürgertums in Widerspruch standen und heftige Unruhe bzw. Irritation auslösten. Hanisch zeigt dies vor allem am Beispiel der Maler Gustav Klimt, Oskar Kokoschka und Egon Schiele. Er betitelt seine Ausführungen hier unter anderem mit „Das Rätsel Weib“. Dies mag seine Funktion als Neugier erweckender Blickfang haben, stellt aber einen mißglückten Versuch dar, auf die Thematisierung von Sexualität und die Bedeutung des Frauenbildes bei den genannten Künstlern hinweisen zu wollen. Ansonsten sind Literatur und Malerei stärker das Metier von Hanisch als die Musik, aus der vor allem Arnold Schönberg als Komponist und Theoretiker - unabhängig von Hanischs Kompetenz und Absicht, nur eine Auswahl treffen zu wollen, aber gerade wegen seines Anspruches, über die Kunst die „Signatur der Zeit“ im Auge zu haben - ausführlicher hervorzuheben gewesen wäre.

Das Hauptkapitel zur Ersten Republik beginnt mit dem Zerfall der Monarchie. Dazu heißt es unter anderem (S. 263): „Die Nationen wollten in das Abenteuer der Unabhängigkeit und Freiheit aufbrechen.“ An den Beginn der Geschichte der Republik stellt Hanisch den Hinweis, daß sich die Länder, wenn auch nicht ohne Spannungen, zum gemeinsamen Staatsbau zusammenfanden. Es ist dies im Prinzip die einzige Stelle, an der Hanisch mehr über das Verhältnis zwischen dem Gesamtstaat und den Ländern sagt. Er verweist hier auf wachsende Souveränitätsansprüche der Länder, ihre teilweise selbständige Wirtschafts- und Außenpolitik, ihren Separatismus. Weitere dominierende Themen zu Beginn der Geschichte der Republik sind die Parteien, der Friedens- bzw. Staatsvertrag von St.Germain mit der Problematik der Grenzen, wobei auf die Südgrenze der Steiermark mit einem Satz eingegangen wird, die soziale Revolution und der ökonomische Strukturbruch. Es folgt das Teilkapitel „Bedrohte Stabilisierung“, das bis 1933/34 reicht und die politische mit der wirtschaftlichen Entwicklung verbindet. Hanisch meint, daß jedes politische System nur eine bestimmte Anzahl von Krisen verarbeiten kann, ohne zusammenzubrechen. In der Ersten Republik gab es jedoch eine Überfülle an Krisen in Politik und Wirtschaft, die sich überlagerten und gegenseitig verstärkten, bis das demokratische System zerbrach. Hanisch versucht hier, Strukturzwänge und Handlungsspielräume aufzuzeigen, allerdings immer im Bewußtsein und geleitet von der Absicht, die politisch handelnden Akteure nicht aus ihrer Verantwortung zu entlassen. Im Teilkapitel über die Weltwirtschaftskrise und die Krise der Demokratie führt Hanisch die verschiedenen Krisenfaktoren zusammen. Die Weltwirtschaftskrise traf die österreichische Wirtschaft mitten in einer Phase der Umstrukturierung. Es war weniger die Härte der Krise - andere Länder waren ebenso betroffen, wenn nicht sogar härter - als deren Dauer, die das österreichische Beispiel kennzeichnete. Nicht überall führte die Krise der Wirtschaft auch zur Krise der Demokratie, was die Frage erzwingt, warum in Österreich 1933/34 die Demokratie zerbrach bzw. zerstört wurde. Hanisch hebt diesen Aspekt deshalb besonders hervor, um die Arbeitslosigkeit als den *allein* erklärenden, aber rasch zitierten Faktor zu relativieren, ohne sie allerdings in ihrer Bedeutung für das Ende der Demokratie und das Aufkommen des Faschismus herunterzuspielen. Es waren drei ökonomische Krisen, die Anfang der dreißiger Jahre ineinandergriffen: eine Agrarkrise, eine Industriekrise und eine Kredit- bzw. Bankenkrise. Der Zusammenbruch der Wiener Creditanstalt im Jahr 1931 war von seinen Auswirkungen her ein internationales Ereignis. Er zeigt Österreichs Einbindung in internationale Beziehungen, die bei Hanisch wenig betont, aber auch nicht völlig vernachlässigt wird. Ihn interessiert mehr die innenpolitische Dimension. Hier orientierte sich die Wirtschaftspolitik

dogmatisch am ausgeglichenen Budget und der stabilen Währung und nicht an einer offensiven staatlichen bzw. öffentlichen Investitionspolitik zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Dies war durchaus auch die Linie der oppositionellen Sozialdemokratie, die erst 1933 allmählich eine aktive Wirtschaftspolitik einzufordern begann. Zu diesem Zeitpunkt war der Nationalrat allerdings bereits ausgeschaltet und der Handlungsspielraum der Sozialdemokratie beträchtlich eingeengt. Im Teilkapitel „Staatsstreik auf Raten“ behandelt Hanisch die gescheiterten Ansätze, zu Beginn der dreißiger Jahre einen Ausgleich zwischen Regierung und Opposition zu finden. Er schildert den Weg in die Diktatur als einen Prozeß, der sowohl von innen betrieben (Heimwehren, Vertreter der Industrie) als auch von außen aufgezwungen (Mussolini) wurde, zusätzlich verstärkt noch durch den Aufstieg und die Bedrohung des Nationalsozialismus. Hanisch gelingt hier eine vielschichtige Darstellung vom Ende der Demokratie in Österreich mit seinen Ursachen und Rahmenbedingungen. Er arbeitet Phasen der Entwicklung zur Diktatur heraus: „autoritätszentrierte Regierung“ von Mai 1932 bis März 1933, „autoritäre Halbdiktatur“ von März 1933 bis Jänner 1934. Hanisch zeigt, wie zielorientiertes Handeln, das sich des Verfassungsbruches bedient, eine eigene Logik des Verlaufs bekommt, die auf diesem Wege zur Diktatur führt. In problemorientierten Überlegungen dieser Art, die deutlich über eine Wiedergabe der Ereignisgeschichte hinausgehen und zur Diskussion herausfordern, liegt eine der Stärken des Buches. 1934 wird mit dem Februar-Aufstand und dem Juli-Putsch als das Jahr des „doppelten Bürgerkrieges“ bezeichnet. Diese doppelte Frontlinie zwischen Regierungslager und illegaler Sozialdemokratie sowie zwischen Regierungslager und illegalem Nationalsozialismus durchzieht auch das Teilkapitel zum Ständestaat, den Hanisch als Ergebnis der Erörterung, ob er als „autoritär“ oder „faschistisch“ zu bezeichnen sei, als „bestenfalls halbfaschistisch“ etikettiert. Zentral ist hier zudem die Frage nach dem Nationalsozialismus in Österreich und Deutschland. Hanisch spricht davon, daß die österreichische Regierung, die seit 1933 um die Unabhängigkeit des Landes von Hitlers Deutschland kämpfte, Staatswiderstand gegen den Nationalsozialismus leistete. Den Begriff Widerstand wendet Hanisch herausfordernd aber auch auf Aktionen der illegalen Nationalsozialisten gegen Staat und Regierung in Österreich an. Mehr Platz als in anderen Kapiteln bekommt hier die Außenpolitik eingeräumt, wobei bis in die zwanziger Jahre zurückgegriffen wird. Für diese Phase charakterisiert Hanisch die Außenpolitik als eine de facto Neutralitätspolitik zwischen der Politik der kollektiven Sicherung des Status von 1919 und des offenen Revisionismus. Den Beziehungen zu Deutschland kam natürlich immer besondere Bedeutung zu (Anschlußfrage, Anschlußströmungen, Zollunionsprojekt 1931). Ab 1933 beherrschten jedoch Konflikt und Konfrontation das österreichisch-deutsche Verhältnis. Ab diesem Zeitpunkt behandelt Hanisch außenpolitisch vor allem das Dreieck Österreich-Deutschland-Italien. In beiden Richtungen sind jedoch Innen- und Außenpolitik nicht voneinander zu trennen. Demgemäß erfolgt auch hier die Darstellung der österreichischen Nationalsozialisten, des Juli-Putsches von 1934 mit der Ermordung von Bundeskanzler Dollfuß und der von mehreren Motiven getriebenen Annexionspolitik Deutschlands.

Im letzten Teilkapitel zur Ersten Republik steht die Kultur im Mittelpunkt. Unter dem Titel „Von der Metropole in die Provinz der Kunst“ spricht Hanisch von einem Bruch in der Kunstentwicklung, der in den dreißiger Jahren eintrat. Der Glanz der Metropole wurde ausgelöscht. Es folgte eine Antimoderne, die aus der Provinz kam, volksnah war und sich gegen die Elitenkunst der Avantgarde wendete. Seine im genannten Titel angeführte These erläutert Hanisch am Beispiel der Literatur, indem er den Namen Robert Musil, Elias Canetti und Hermann Broch jene der populären Heimatliteraten

Heinrich Waggerl und Paula Grogger gegenüberstellt. Hanisch betont aber, daß es sich bei seiner These nur um eine Leittendenz handelt, in die nicht jede individuelle Entwicklung hineinpaßt. Auf etwas mehr als zwölf Seiten werden schließlich noch sehr viele Themen angerissen: die Verbindung zwischen Kunst und Politik, die heraufziehende Massenkultur der Freizeitindustrie (Kino, Revuethater), die kontroversielle Bildungspolitik in den zwanziger Jahren und die Haltung der Kirche in dieser Frage, exemplarisch angeführte Leistungen aus Kunst und Wissenschaft (z.B. der Wiener Kreis). Waren die Bereiche Politik und Wirtschaft von Krisenszenarien geprägt, so war der Bereich Kultur ebenfalls nicht frei davon, wenngleich gerade er vielfach auch darauf verweist, wie unterschätzt diese Erste Republik häufig wird. Schon vor 1938 gab es allerdings eine Abwanderung an intellektueller, künstlerischer Kapazität aus Österreich, ehe 1938 dann „die schlechthin größte intellektuelle Katastrophe in der Geschichte Österreichs hereinbrach: die Vertreibung des produktivsten Teiles seiner Intelligenz“.

Das Hauptkapitel über die „NS-Herrschaft in Österreich“ ist in mehrerer Hinsicht bemerkenswert. Es stellt zum einen die Jahre von 1938 bis 1945 in den Zusammenhang der österreichischen Geschichte und unterläßt damit ihre Auslagerung in die deutsche Geschichte, ausgehend von der Tatsache, daß es von 1938 bis 1945 eine österreichische Eigenstaatlichkeit nicht gab. Zum anderen macht Hanisch deutlich, wie keines der von ihm als Zäsur herangezogenen Eckjahre 1918, 1938 und 1945 allein als „Bruchjahr“ zu werten ist. Stets überlagerten sich Kontinuitäten und Brüche, womit dem „Mythos von der Stunde Null“ aus der Sicht der Gesellschaftsgeschichte eine klare Absage erteilt wird. Eine Gewichtung, wie das Verhältnis zwischen Kontinuitäten und Brüchen aussah, unterbleibt allerdings weitgehend, ebenso wie die Analyse der Entstehung und möglichen Funktionen - politischer wie individueller Art - des „Mythos von der Stunde Null“.

Hinsichtlich der Machtergreifung der Nationalsozialisten und des „Anschlusses“ im März 1938 unterscheidet Hanisch mehrere Stufen. So gab es die quasi-revolutionäre Machtergreifung von unten bzw. innen. In der Zeit vom 12. Februar bis 11. März bildete sich eine Art Doppelherrschaft heraus, in der sich das Machtpotential immer mehr zugunsten der Nationalsozialisten verschob. Noch bevor Seyss-Inquart Bundeskanzler wurde, waren am 11. März die Machtzentren in den Ländern bereits von österreichischen Nationalsozialisten besetzt worden. Die militärische Okkupation von außen stellte die zweite Stufe der NS-Machtergreifung dar, der eine dritte, die scheinlegale Machtergreifung von oben, folgte. An dieser Stelle setzt Hanisch neuerlich den Wiener Heldenplatz als symbolischen Ort ein. Der Platz war Anfang August 1934 gefüllt, als hier die Trauerfeier für den von Nationalsozialisten ermordeten Bundeskanzler Dollfuß stattfand, und er war es neuerlich Mitte März 1938, als Hitler vom Balkon der Hofburg die „Rückkehr seiner Heimat in das Deutsche Reich“ verkündete. Zusätzlich unterstrichen wird dies noch durch Ernst Jandls Gedicht „wien:heldenplatz“. Ihren Abschluß fand die Phase der scheinlegalen Machtergreifung praktisch mit der Volksabstimmung am 10. April, anhand welcher Hanisch besonders auch Propaganda und Inszenierung der NS-Politik veranschaulicht.

Die Phase der NS-Herrschaft selbst wird in mehreren Teilkapiteln behandelt. Hinsichtlich der neuerdings in der Forschung wieder aktualisierten Frage nach dem Verhältnis von Nationalsozialismus und Modernisierung entscheidet sich Hanisch für die Bezeichnung „regressive Modernisierung“. Die Strukturveränderungen werden sehr nüchtern dargestellt, aber mit dem Appell verbunden, stets den Holocaust mitzudenken, der gleichzeitig stattfand. Hanisch geht auf die Ost-West-Verschiebung in der Industrie und die neu geschaffenen Industriekomplexe ein, die der Zweiten Republik erhalten

blieben. Die Grundstoff- und Investitionsgüterindustrie wurde gegenüber der Konsumgüterindustrie bevorzugt. Es erfolgte ein Ausbau der Energiebasis sowie eine Ausdehnung des staatlichen Sektors. Hanisch beläßt es aber nicht bei der Schilderung strukturverändernder Maßnahmen. Sie waren Teil der Rüstungs- und Kriegspolitik. Der Senkung der Arbeitslosenrate wird die Realität der Zwangsarbeit gegenübergestellt. In manchen Betrieben stellten die Zwangsarbeiter bis zu 80 % der Belegschaft dar, von denen viele zu Tode kamen. Auch die hier verwendeten Bilder sind mehr als nur Illustration. Sie bilden eine zweite Erzählebene, die den Text erweitert. „Rückkehr von der Arbeit. Häftlinge bei Rückkehr ins KZ“ lautet eine der Bildunterschriften. Die produktive Möglichkeit, über die Bilder eine zweite Ebene der Darstellung einzuführen, wird allerdings nicht konsequent durchgezogen.

Ähnlich kontrastierend geht Hanisch vor, wenn er die Investitionen während der NS-Herrschaft nennt. Ihnen stand ein Raubzug sondergleichen gegenüber, der die Gold- und Devisenreserven der Nationalbank, Clearing-Guthaben und private Werte, darunter ganz besonders das jüdische Vermögen, erfaßte. Wiederum zeigt sich die schon mehrfach erwähnte charakteristische Vorgangsweise von Hanisch, die sich durch viele weitere Beispiele verdeutlichen läßt: Wenn im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg im Zweiten keine Hungersnot ausbrach, dann auch wegen der erbarmungslosen Ausbeutung der besetzten Gebiete. Oder: Während in der Wiener Oper große Kunst zelebriert wurde, fuhren von den Bahnhöfen die deportierten Juden in den Osten. Oder: Während die Arbeiterschaft einerseits umworben und sozial integriert wurde, wurde sie andererseits in den Betrieben durch Terror ruhig gehalten etc. Hanisch versucht, auf diese Weise ein zentrales Problem der Forschung, vor allem aber der Geschichtsschreibung zur NS-Zeit, zu lösen. Es gilt, positive Erfahrungen und Erinnerungen, die Menschen für sich mit der NS-Zeit verbinden, mit der gleichzeitigen Realität des Schreckens, Terrors und Mordens zu verknüpfen. Deshalb liefert Hanisch einmal Hinweise darauf, wie bei fragmentierter Wahrnehmung und/oder Erinnerung „positive Bezüge“ zur Ära der NS-Herrschaft assoziierbar sind. Gleichzeitig wendet er sich aber entschieden gegen eine solche historisch parzellierende Sichtweise und bringt die brutale Ebene der Wirklichkeit ein. Allerdings verzichtet Hanisch auch dabei nicht auf die Beschwörung der Vorstellungskraft. So meint er auf S. 363 im Zuge der Schilderung der territorialen Neugliederung „Österreichs“ und der Besetzung der Untersteiermark und Oberkrajns: „Was hier so kühl niedergeschrieben wird, muß die historische Phantasie umsetzen in die Realität der Menschen, in die Angst und Gefährdung der slowenischen Einwohner zum Beispiel.“ Reicht ein solcher Appell an die historische Phantasie, der zudem in seiner allgemeinen Form nicht einmal Generations- und Geschlechterunterschiede macht, wirklich aus, um die Realität der Menschen konkret werden zu lassen?

Im Teilkapitel zu den „Konturen der Macht“ veranschaulicht Hanisch den komplexen NS-Machtapparat in Form von NSDAP, SS, Gestapo und Sicherheitsdienst. Zusätzlich erstellt er ein Soziogramm der NS-Elite. Fünf der sieben Gauleiter am Beginn der NS-Herrschaft waren z.B. erst zwischen 30 und 36 Jahre alt. Hervorgehoben wird, wie weit die Partei in das Privatleben vordrang und dieses in den Griff nahm, wie Mißtrauen und Angst das Zusammenleben kennzeichneten. Konsequenter Verfolgtes Anliegen von Hanisch ist es hier aber, den personellen Anteil von Österreichern am NS-Machtapparat zu betonen. Dies geschieht besonders auch im Kapitel, das von den Verfolgungen und Menschenvernichtungen handelt. Es ist dies ein mit Erschütterung und Verzweiflung über die Fähigkeit von Menschen zum Bösen geschriebenes Kapitel, verbunden mit einer analytischen Vorgangsweise, etwa hinsichtlich der Schilderung der stufenweisen Radikalisierung der Verfolgung der Juden bis hin zu ihrer Vernichtung. Den österreichi-

schen Widerstand behandelt Hanisch unter drei Gesichtspunkten. Zunächst greift er die Begriffs- und Theoriediskussion auf und unterscheidet zwischen Resistenz und Widerstand. Er zeigt, daß sich bestimmte Milieus der NS-Ideologie gegenüber resistenter erwiesen als andere oder nur Teilelemente übernahmen, ohne damit allerdings dem Widerstand zugerechnet werden zu können. Hinsichtlich des Widerstandes selbst versucht Hanisch zu erklären, warum ein breiterer Widerstand ausblieb. Die Aktivitäten, ob einzeln oder in Gruppen ausgeführt, schildert er gegliedert nach der weltanschaulichen Ausrichtung ihrer TrägerInnen. Auch der Partisanenkampf wird dargestellt und bewertet. Vollkommen im Hintergrund bleibt in diesem Kapitel - wie schon beim Ersten Weltkrieg - der Kriegsverlauf. Er scheint quasi nur als Folie und mit seinen Rückwirkungen auf das Leben im „Hinterland“ auf.

Das letzte Hauptkapitel, das sich mit der Zweiten Republik beschäftigt, beginnt damit, das Jahr 1945 unter dem Gesichtspunkt von Kontinuität und Bruch zu erörtern. Hanisch spricht vom politischen Systembruch und kreiert den Begriff „Rückbruch“, der darauf hinweisen soll, daß 1945 wesentliche Elemente der Ersten Republik restauriert wurden, wie z.B. die Verfassung von 1920/29 oder das Parteienwesen - allerdings mit wesentlichen Modifikationen - und seine Eliten. Unter letzteren fehlten jene, die aus Österreich vertrieben worden waren. Sie kamen mit Ausnahme jener, die in Moskau waren, großteils nicht zurück bzw. wurden dazu auch nicht eingeladen. Gesondert behandelt werden Exil und Emigration nicht. 1945 zeigten sich aber auch Elemente des Neubeginns. Dazu gehörte eine prinzipielle Konsens- und Kooperationsbereitschaft der Parteiliten. Sie kann allerdings nicht nur als Lernprozeß aus dem Bürgerkrieg der Ersten Republik gewertet und der gemeinsam erlebten Verfolgung durch den Nationalsozialismus zugeschrieben werden, sondern muß auch als durch die Besatzungsmächte und die Realität der Nachkriegszeit erzwungen betrachtet werden. Zum Neubeginn gehörten aber auch der Rückzug der Kirche aus der Politik, die weitgehende Entideologisierung, die Etablierung eines Proporzsystems - entstanden aus der dominierenden Rolle der Parteien in der Gründungsphase der Zweiten Republik - und die im Vergleich zu 1918 erfolgreiche Entwicklung zu einer stabilen Sozialpartnerschaft. Hier spricht Hanisch von einer historischen Leistung, wobei er besonders den Lohnverzicht der Arbeiterschaft für den Wiederaufbau hervorhebt. „Bevor wir mehr konsumieren können, müssen wir mehr produzieren“, dekretierte die Führung des ÖGB. Diese Haltung gegenüber der Basis durchzusetzen, bedeutete allerdings Schwerarbeit. Hier herrschte Unruhe, die sich in Hungerdemonstrationen und Streiks entlud. Hier besaßen in vielen Betrieben die Kommunisten beachtliche Machtpositionen. Sehr beeindruckend gelingt Hanisch die Schilderung der Not der Zeit: Flüchtlinge, Vertriebene, Hunger, Wohnungsnot.

Die Nachkriegszeit war für zehn Jahre vor allem auch Besatzungszeit. Hier greift Hanisch in die Kriegszeit zurück. Er behandelt die Planungen der Alliierten hinsichtlich der Wiedererrichtung Österreichs und geht auf die Endphase des Krieges ein. Sehr eindrucksvoll schildert Hanisch den Zusammenbruch der NS-Herrschaft und die verschiedenen Formen des Machtwechsels bzw. der Machtübernahme auf der Ebene der Gemeinden, Länder und des Staates. Natürlich hat Hanisch auch hier seine regionalen Vorlieben, wobei man sich als Steirer vernachlässigt fühlen kann. Speziell der südliche Teil des Landes böte z.B. die Möglichkeit zu zeigen, wie in einzelnen Orten - bevor die Briten die gesamte Steiermark übernahmen - drei Kommandanturen (eine sowjetische, jugoslawische und bulgarische) bestanden. Allerdings existierte bis 1994 noch nicht sehr viel an einschlägiger Forschung, worauf Hanisch für seine Synthese zurückgreifen hätte können. Mit dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft, dem Kriegsende und der Besetzung verbindet sich die Frage, wie sehr das Jahr 1945 in den Gefühlslagen und

Bewertungen der Bevölkerung gruppen- und personenbezogen zwischen Befreiung, Niederlage und Besetzung oszillierte bzw. auch verschiedene Kombinationen dieser drei Sicht- und Erlebensweisen vorgenommen wurden. Keinen Zweifel läßt Hanisch aber daran, daß die Hilfe von außen - vor allem jene im Rahmen des Marshall-Planes - nicht nur wirtschaftlich von zentraler Bedeutung war. Von der Stabilisierung der Wirtschaft hing unmittelbar auch die Stabilisierung des pluralistischen, demokratischen Systems ab. Gleichzeitig lief die Entwicklung zu Staatsvertrag und Neutralität, die phasenweise rasch voranging und dann wieder von Stillstand gekennzeichnet war. Sie zeigt Österreich als ein Land an einem der Schnittpunkte des Kalten Krieges.

Die weiteren Kapitel zur Zweiten Republik zeigen eines recht deutlich. Sie sind merklich weniger kompakt und mit Konturen versehen als z.B. jene zur Ersten Republik. Dafür liegt ein Grund gewiß darin, daß die historischen Vorarbeiten fehlen. Zweitens aber stellt die Erste Republik eine Phase der österreichischen Geschichte dar, deren Anfang und Ende politisch konkret definierbar sind, auch wenn bedeutende Entwicklungslinien, wie Hanisch ja festhält, über die politischen Zäsuren hinweglaufen. Die Zweite Republik ist nach vorne noch offen und Hanisch tut sich schwer damit, wie weit er seine Darstellung führen und wie er ihren Abschluß begründen soll. Einmal taucht das Jahr 1989 mit dem Beginn des Zusammenbruches des Staatskommunismus in Europa als eine von außen vorgegebene mögliche Zäsur auf. Dann wiederum trifft Hanisch die Unterscheidung zwischen Zeit- und Gegenwartsgeschichte, wobei er den Übergang Mitte der achtziger Jahre ansetzt. In der Begründung orientiert er sich hierbei deutlich an der politischen, wenn nicht sogar Regierungsgeschichte, wenn er meint, daß die „Ära Klaus“ und die „Ära Kreisky“ bereits als historisch gelten können, während jene von Vranitzky nach vorne offen sei. So endet das Buch zeitlich praktisch in den achtziger Jahren. Die Kapitel davor nennt Hanisch „Die langen fünfziger Jahre“ - sie reichten bis 1966 - und „Die Ära des sozialliberalen Konsenses“. Zunächst sieht Hanisch die Kultur in den fünfziger Jahren vorwiegend von konservativen Paradigmen geprägt. Der in diesen Jahren vorherrschende und historisch gesehen für Österreich beispiellose Wirtschaftsaufschwung band alle Energie. Die große Koalition und die von ihr praktizierte Proporzdemokratie wirkten vorerst stabilisierend, gerieten aber Ende der fünfziger Jahre zunehmend unter Kritik. Die Darstellung der Jahre von 1966 bis 1983 wird von den Alleinregierungen Josef Klaus (ÖVP) und Bruno Kreisky (SPÖ) beherrscht. Hier fehlt gerade gesellschaftsgeschichtlich gesehen manches oder wird entgegen seiner Bedeutung nur mehr schlagwortartig erwähnt. Im Teilkapitel zur Kultur dominiert die Literatur, wobei Thomas Bernhard, Peter Handke, Ingeborg Bachmann und Peter Henisch besonders hervorgehoben werden und zwar deshalb, weil sie das Schweigen um die NS-Zeit durchbrachen.

Hanisch begann sein Buch mit „Skizzen aus der Welt um 1900“. Konsequenterweise beendet er es mit einem Kapitel zu den Lebensverhältnissen in den achtziger Jahren. Nach einer Reihe von quantitativen Angaben folgt auf knapp fünf Seiten eine Parforcejagd durch Phänomene der Gegenwart, wie z.B. Körper- und Gesundheitskult, Fitneßstudios, Krebsangst, Werbung, Pornowelle, Fernreisen, Wohnen, Telefon, Städtebau, Großstadtsiedlungen, Anonymisierung, Greißlersterben, Diskotheken, Tanz, Ehe, Singles etc. Hier wird in einem Satz eingeschoben, daß „Erfolge der modernen Konsumgesellschaft zum Teil auf dem Mißerfolg (sic !) der Dritten Welt beruhen“. Aber auch die Entwicklung der Ersten Welt scheint an einem Punkt angelangt zu sein, an dem sie umzukippen droht. Ökologische Katastrophen tauchen als apokalyptische Reiter auf. Einer von ihnen heißt Waldsterben. Das Resümee von Hanisch daraus ist, daß die Lebenschancen in den letzten hundert Jahren zwar um vieles besser, die Ängste der Menschen bei aller ange-

strengsten Glückssuche jedoch nicht geringer geworden sind und die Gelüste der Konsumgesellschaft ihren Preis fordern. So steht am Schluß des Buches nicht etwa die Frage im Vordergrund, inwieweit Staatengeschichte unter gesellschaftsgeschichtlichem Zugang zu schreiben von Relevanz ist und zwar sowohl innerhalb der Geschichtswissenschaft als auch auf dem Hintergrund einer politisch-wirtschaftlichen Realität, die zur europäischen Integration drängt. Vielmehr tritt hier das eingangs erwähnte Kennzeichen des Buches, auch ein „Befindlichkeitsbuch“ des Autors zu sein, am deutlichsten zutage. Dies ist ernst zu nehmen und man kann den Befund diskutieren. Eines ist jedoch festzuhalten: Eine zentrale These des Buches lautet, daß der lange Schatten des Staates zur Gegenwart hin kürzer wurde. Dies gilt wohl auch für den Atem des Autors bei der Abfassung des Buches. Solche „Konditionsschwächen“ mögen aber bei der Größenordnung des Vorhabens, das sich Hanisch mit seiner Gesellschaftsgeschichte Österreichs im 20. Jahrhundert vorgenommen hat, in der „Natur der Sache“ liegen und unvermeidbar sein.